

Heinz Missalla

Was mir wichtig war und wichtig geworden ist

Überlegungen zum Wandel meines »Menschenbildes«

**Wer zur älteren Generation zählt,
hat sozialen und kirchlichen Wandel
am eigenen Leib verspürt.**

**Wer die Älteren verstehen will,
muss ihre Veränderungen sehen.**

**Hier ein persönlicher Bericht vom
gewandelten Blick auf Gott,
Kirche und Menschen.**

Was mich geprägt hat

- Meine Kindheit und Jugend fiel in die Zeit der Nazi-Herrschaft; der Krieg und die Kriegsgefangenschaft haben unauslöschliche Spuren hinterlassen. Das Theologiestudium und die Kaplansjahre absolvierte ich in der Ära Pius XII.; politisch war in jenen Jahren Konrad Adenauer die dominierende Figur. Diese Jahre mit ihren Erfahrungen eines geschlossenen Katholizismus und einer autoritativen und paternalistisch geleiteten Kirche bildeten den Hintergrund, vor dem sich mein theologisches Denken, meine Einstellungen und mein Lebensgefühl entwickelten.

Ein diktatorisches Regime auf der einen Seite und autoritäre Strukturen auf der anderen Seite haben also in einer für die eigene Entwicklung wichtigen Phase mein Leben bestimmt. Das damals vorherrschende theologische Denken mit seinen Begriffssystemen und Ordnungen korre-

spondierte einer der Urversuchungen institutionalisierter Religiosität, nämlich dem Streben nach Sicherheit, und leistete letztlich einer Flucht vor dem Leben und vor der Liebe Vor-schub. Traditionsbedingt wurden Prinzipien und Gehorsam ganz groß geschrieben, unterentwickelt blieben Sensibilität, Wachheit und Aufmerksamkeit für Herausforderungen durch Situationen, Begegnungen und für die Bereitschaft, sich auf Neues, Fremdes einzulassen. Ich wurde vorwiegend mit einer Spiritualität konfrontiert, die der Vergangenheit verhaftet war und die darum gegenwärtigen Erfahrungen und Bedürfnissen nicht entsprach. Ich hatte das Gefühl, in zwei voneinander grundlegend verschiedenen Welten zu leben: hier die »fertige« Theologie, die uns in einem geschlossenen System begegnete und auf alle (besonders auf die nicht gestellten) Fragen eine Antwort bereit hielt, dort ich mit meinen Fragen, die ich oft nicht einmal zu artikulieren wusste; hier die Moral und Aszetik und deren voluntaristische Anwendung, dort das lebendige und herausfordernde Evangelium.

Die saubere und sterile Systematik der Dogmatik, die sich trotz der Weltkriegskatastrophen kaum verändert hatte, erschien mir welt- und lebensfremd. Ich vermisste ein Gespür für Geschichte und für die dramatischen Wandlungen,

die sich in ihr vollzogen. Konnten christliches (und priesterliches) Leben und Denken wirklich unberührt bleiben von den Katastrophen und den gewaltigen Umbrüchen der ersten Hälfte des Jahrhunderts? Statt die »Wahrheit an sich« und das ewige »Wesen« (auch Gottes) zu akzeptieren, war ich auf der Suche nach der Verarbeitung von Erfahrung und Leben, Gegenwart und Geschichte, auf der Suche nach einer Lebensform, die zutiefst vom Christus-Glauben geprägt, aber auch in Welt und Geschichte inkarniert war. Die Gläubigen waren jedoch die Objekte der Seelsorge, ein selbständiges und eigenverantwortetes Leben lag außerhalb des Horizonts der meisten Seelsorger und Lehrer.

Selbstverleugnung, Gehorsam und Unterordnung sowie die Bereitschaft, über sich verfügen zu lassen, waren ebenso selbstverständlich wie die unbedingte Treue zur Papstkirche. Die asketischen Leitgedanken waren in etwa: sich nicht wichtig nehmen – sonst verstößt man gegen die Demut; sich ein- und unterordnen – sonst sündigt man durch adämitischen Stolz; Verzicht auf die eigenen Wünsche und Hingabe des eigenen Lebens – sonst war man selbstsüchtig. Sich auf Erfahrungen zu berufen, weckte den Verdacht des Subjektivismus; dem Verlangen nach einer zeitgemäßen Gestalt des Glaubens

»Zucht, Disziplin, Gehorsam gegen alle Versuchungen«

und einer Lebensform, die den Erfordernissen der geschichtlichen Stunde entsprachen, wurde leicht unterstellt, bloß Wunsch nach einer billigen Anpassung an die Welt oder Modernismus zu sein. Zucht und Disziplin, streng geregelte Zeiten des Gebetes und der Arbeit, Gehorsam gegenüber den Vorgesetzten – das musste eingeübt und gegen alle Versuchungen durchgehalten werden.

Was mich verändert hat

- Die Angehörigen jener Jahrgänge haben in den vergangenen 50 Jahren in ziemlich allen Dimensionen ihres Lebens tiefgehende Wandlungen mit allen Unsicherheiten und wohl auch Ängsten durchgemacht. Jeder und jede von uns Älteren wird auf je eigene Weise erzählen können, welche Ereignisse und Begegnungen, Menschen und auch Bücher zu diesen Wandlungen im Sehen und Urteilen, im Denken und im Lebensgefühl beigetragen haben.

Auf einige Schriften, die mich besonders stark beeinflusst haben, bin ich bereits in der frühen Phase meines Studiums gestoßen. Da war zunächst der Hirtenbrief des Pariser Kardinals Suhard »Aufstieg oder Niedergang der Kirche?« (1947): man müsse der Versuchung zur Anpassung widerstehen (vor dem Hintergrund 1933-1945); die Kirche sei in feudalen Formen erstarrt; es ginge um Fortschritt des Glaubens und nicht

»Wahrheit als Zeugnis«

um seine Abänderung; gegen die Lehre von der »Wahrheit an sich« vertrat er die Überzeugung, dass Wahrheit als Zeugnis angeboten würde. Hier fand ich eine erste theologische Begründung für die Berechtigung meiner Fragen und Hoffnungen.

Eine für mich entscheidende Einsicht – und Selbsterkenntnis – war fast gleichzeitig mit der Lektüre des Buches »Katholizismus als Gemeinschaft« von Henri de Lubac verbunden. In der Einleitung zitiert er den französischen Schriftsteller Jean Giono und dessen Erfahrung mit Christen, die im Bewusstsein ihrer Erwählung und Rettung durch Jesus voller Freude waren, ihre Freude jedoch für sich behielten. Giono schreibt: »Wenn das Elend meine Türe belagert, kann ich mich nicht begnügen beim Flüstern des

Genius. Nur dann wird meine Freude dauern, wenn sie die Freude aller ist. Ich mag nicht durch Schlachten schreiten mit einer Rose in der Hand.« Schlagartig wurde mir bewusst, dass mein Denken bisher kirchenzentriert gewesen ist und dass ich – im Heilsegoismus befangen – den anderen, die Welt, die Geschichte nicht

»Kriterium für wahre Theologie«

wirklich wahrgenommen hatte. Mir wurde klar, dass die Welt mehr war als ein Übungsfeld zur Vorbereitung auf das allein wichtige Jenseits. Von jetzt an begann ich einen neuen Blick auf die Wirklichkeit zu erhalten, hatte ich auch ein Kriterium für wahre Theologie: Was bedeuteten mein Denken und Handeln, was bedeutete theologisches Denken für die Armen, für die Opfer? Förderten oder hinderten sie Solidarität, kam Solidarität überhaupt in den Blick?

Wichtige Anstöße gaben seit Ende der 40er-Jahre u. a. Martin Buber, Ferdinand Ebner und Ernst Michel, französische Arbeiterpriester und Theologen wie Yves Congar und Jean Danielou. Auf der Suche nach Anregungen für eine der

»politische Urteilsfindung aus dem Glauben«

Welt zugewandte und menschliche Erfahrungen einbeziehende Frömmigkeit las ich alles Greifbare von Georges Bernanos, Heinrich Böll, Wolfgang Borchert bis zu Konrad Weiß und Carl Zuckmayer. Die Frankfurter Hefte wurden für viele Jahre zum unverzichtbaren Begleiter für eine politische Urteilsfindung aus dem Glauben.

Die Debatten um die Wiederaufrüstung und später über die atomare Bewaffnung ließen mich nach einer Stellungnahme meiner Kirche fragen. Jahre und Jahrzehnte hat mich die Frage umgetrieben, wie es zu erklären sei, dass zweimal im

letzten Jahrhundert unzählige (christlich-katholische) Männer auf Befehl ihrer jeweiligen Oberen für ihr Vaterland gekämpft und gelitten, geschossen und getötet haben und gestorben sind – und alles mit dem Segen ihrer Kirche(n). Hatten mich doch unsere hoch verehrten Bischöfe im Krieg zum todesbereiten Gehorsam gegen dieselbe Staatsführung aufgefordert, deren Ideologie sie ablehnten und verurteilten. Es hat lange gedauert, bis ich in der Lage war, die Art meiner

»Verstrickung in diesen verbrecherischen Krieg«

Verstrickung in diesen verbrecherischen Krieg zu erkennen; allzu lange hatte auch ich mich täuschen lassen vom kirchlichen Widerstand gegen die Überfremdung durch die Nazi-Ideologie. Mein »Nein« zur NS-Weltanschauung hatte mich nicht gehindert, Hitlers willfähiges Werkzeug zu sein und im Gehorsam gegenüber der Staatsführung an der Eroberung und Unterdrückung fremder Länder mitzuwirken. Keiner der damaligen Bischöfe hat später öffentlich zugegeben, sich geirrt zu haben, keiner hat die durch ihn Verführten um Entschuldigung gebeten. Ich kann mich nicht erinnern, dass diese Problematik in der theologischen Ausbildung und in der Pastoral je thematisiert worden wäre – mit den Zerstörungen und Verwundungen jener Zeit mussten Millionen Menschen allein fertig werden. Meine Vermutung hat sich verstärkt, dass viele gegenwärtige Krankheitssymptome in unserer Kirche in der Nichtaufarbeitung ihrer Verstrickung in Hitlers Krieg und in der Verweigerung, Mitschuld einzugestehen, ihre Ursache haben.

In einem langen Prozess habe ich gelernt, dass die Institution (auch die Kirche) der Person zu dienen hat und nicht umgekehrt; Wahrheit nicht mehr in den sich gleich bleibenden Struk-

turen des Seins zu finden, sondern sie als ein Beziehungsgeschehen zu verstehen. An die Stelle der absoluten Dominanz von Normen ist die Frage nach der Wahrheit des eigenen Lebens getreten. Die früher gelernte Katechismus-Definition des Glaubens erklärte den Unglauben als die Ablehnung der vorgelegten »Wahrheiten«, heute sehe ich als Gegensatz zum Glauben nicht den Unglauben, sondern die Angst, und – belehrt durch Martin Buber – verstehe ich Glauben heute eher als »Mut zur Wirklichkeit«. Als Ziel einer begleitenden Pastoral sehe ich nicht, wie mich gelehrt wurde, die Betreuung der Gemeindeglieder, sondern die Begleitung auf dem Weg zu Reife und Mündigkeit; die Stärkung des In-

»Entwicklung zur eigenständigen Persönlichkeit«

dividuums, die Subjektwerdung des Menschen ist die durch die geschichtliche Stunde gestellte Aufgabe. Darum habe ich seit vielen Jahren die Arbeit mit kleinen Gruppen bevorzugt, in denen eine Entwicklung zur eigenständigen Persönlichkeit größere Chancen hatte. Für viele von ihnen begann der Weg in ein selbstbestimmtes Leben mit der Lösung aus der politischen Gängelung (es sei an die unseligen Wahlhirtenbriefe der 50er- und 60er-Jahre erinnert!), setzte sich fort mit der Befreiung von der moralischen Fremdbestimmung (vor allem im Bereich der Sexualität) und endete mit der Emanzipation von dogmatischen Einengungen.

Die Suche nach dem Neuen, noch Unbekannten stieß früh auf die innerkirchlichen Beharrungskräfte, und die fanden sich nicht nur unter den Angehörigen der älteren Generation. Ich erlebte, dass die vielbeschworene »Confraternität« wenig anderes war als eine hinter einer unverbindlichen Freundlichkeit sich verbergende Gleichgültigkeit. Und sie wurde zur offenen

Ablehnung, sobald man sich nicht systemkonform verhielt.

Das Zweite Vatikanische Konzil bewegte mich weniger durch die verabschiedeten Dokumente als vielmehr durch die offenen, bis dahin in der Kirche nicht gekannten Diskussionen der Bischöfe. Hier wurde deutlich, dass die Kirche zunächst eine Gemeinschaft der Fragenden ist, die sich auf der Suche nach dem richtigen Weg zu den Menschen und in die Zukunft befindet. Die Freude und neue Hoffnung wurden jedoch nicht unerheblich eingeschränkt durch das, was aus Rom zu hören war. Paul VI. forderte von den Gläubigen »die Unterordnung unter die Führung der rechtmäßigen Vorgesetzten, wie es sich für freie und liebende Kinder geziemt«. Johannes Paul II. sah das Zeugnis wahrer Communio »in kindlicher Anhänglichkeit zum Papst«. Auch am Ende des 20. Jahrhunderts konnte die »Mutter Kirche« ihre Kinder offensichtlich nicht in die Freiheit entlassen, geschweige denn die Voraussetzungen dafür schaffen, dass die Gläubigen sich in die Freiheit einüben können.

Was mir (un)wichtig geworden ist

- An einer Stelle seines Romans »Josef und seine Brüder« beschreibt Thomas Mann ein altes Ehepaar im Gespräch über den Tod und das »Danach«. Der Mann fragt, ob sie dann ein Gericht zu erwarten hätten. »Man muss damit rechnen«, antwortete sie. »Es ist die Lehre. Aber es ist ungewiss, ob ihr noch volle Gültigkeit zukommt. Es gibt Lehren, die wie verlassene Häuser sind; sie stehen aufrecht und dauern, aber niemand wohnt mehr darin ...«

Der Reichtum der christlichen Tradition droht mehr und mehr in Vergessenheit zu geraten, und die Jüngeren scheinen nicht einmal zu

ahnen, was ihnen dabei verloren geht. Vielleicht hilft mir die Kenntnis der Glaubenszeugnisse der Vergangenheit, die gegenwärtige Dürrezeit durchzustehen. Der kirchenamtliche Betrieb, die überlieferten Formeln, Rituale und Gesetze haben für mich kaum noch Bedeutung – ohne dass ich ihnen die Anerkennung ihrer relativen Notwendigkeit aus soziologisch-psychologischen Gründen verweigere. Umso wichtiger ist mir ein Mensch an meiner Seite geworden.

In der Regel betrete ich Kirchen nur noch, wenn keine »Gottesdienste« gefeiert werden, in denen ich mir einsam und verloren vorkomme. Das Alter und die in vielen Jahren gewachsene (auch ökonomisch bedingte) Unabhängigkeit

»neuen Art von Lebendigkeit«

von den Meinungen der »Autoritäten« haben mich frei gemacht und führen zu einer neuen Art von Lebendigkeit. Im Wissen um die Bedingtheiten aller (auch dogmatischer) Aussagen und um den tief gehenden Wandel auch von (als ewige und unwandelbare Wahrheit ausgegebenen) kirchlichen Lehren kann ich die Ansprüche und verbindlichen Weisungen des gegenwärtigen Papstes und seiner Behörden nicht (mehr) ernst nehmen.

Als junger katholischer Mensch »wusste« ich viel, nicht zuletzt, weil die durch Gott gewirkte und gestützte Autorität der Kirche und des Papstes unantastbar war. Je älter ich werde, umso weniger »weiß« ich, wundere mich hingegen, was auch noch heute so manche Amtsträger und Theologen völlig ungebrochen von Gott und den angeblich von ihm gestifteten Ordnungen reden und schreiben können. In Gesprächen mit Altersgenossen und -genossinnen stelle ich mit Freude fest, dass viele sich – wenn gleich meist unter Schmerzen – gelöst haben von einer oft lebenslangen Gängelung durch die Kir-

che, die sie nach wie vor lieben, der sie trotz aller negativen Erfahrungen dankbar sind für die durch sie früher vermittelte Erfahrung von Beheimatung und Geborgenheit.

Je älter ich werde, desto mehr wird mir klar, dass der biblische Glaube nicht mit dem »kirchlichen« Glauben identisch ist. Während der kirchliche »Glaube« (vermeintliche) Sicherheit bietet, fordert, weckt und fördert biblischer Glaube die Bereitschaft, sich offen, unvoreingenom-

»biblischer Glaube«

men und ungeschützt auf die Rätsel und Dunkelheiten des Lebens einzulassen, ohne zu resignieren oder zu verbittern. Das mag gegenüber dem früheren Reichtum an »Glaubenswissen« und Glaubensgewissheiten dürftig erscheinen, doch diese Armut ist vielleicht unser wahrer Reichtum.

Vielleicht hat meine Lebensgeschichte in den jungen Jahren dazu geführt, dass Offenheit für Begegnungen und damit auch für persönliche Veränderungen einen so hohen Stellenwert gewonnen hat. Nicht das »Haus voll Glorie« oder

»dass die Hoffnung nicht stirbt«

die *societas perfecta*, sondern die Gemeinschaft der Fragenden, der Suchenden, der Hoffenden gegen alle Hoffnung sind mir wichtig geworden. Jeden Tag zu leben, als neu geschenkte Gegenwart, ohne Angst vor dem Morgen und Übermorgen, das Nächstliegende ernst nehmen und sich ihm zuzuwenden – das allein ist wichtig. Ich glaube nicht mehr wie in jungen Jahren, durch mein Engagement die Welt (ein wenig) verändern zu können, aber auch jetzt noch kann ich etwas dazu beitragen, dass in meiner unmittelbaren Umgebung menschlich gelebt wird und die Hoffnung nicht stirbt.

Die Einsamkeit nimmt zu (auch in der Kirche), in der Liste der Gedenktage wird die Zahl der verstorbenen Freunde und Weggefährten immer länger, entsprechend kürzer die der noch Lebenden. Immer häufiger drängt sich die Frage auf: Warum habe ich im Krieg überlebt? Warum

»wachsam und demütig«

lebe ich noch? Die Dankbarkeit für jeden Tag wird größer, sie ermöglicht ein Loslassen, und das wiederum ist wohl die Voraussetzung eigenen Leben-Könnens.

Ich habe viel gelernt und dazu gehört (seit der Nazi-Zeit): Es gibt Situationen, in denen Menschen besonders verführbar sind; darum hat die Bitte »und führe uns nicht in Versuchung« auch eine politische Dimension. Dazu gehört:

Kein Mensch, auch nicht höchste Amtsträger, ist vor der Gefahr des Irrtums gefeit. Dazu gehört: Gehorsam ist um der Ordnung in einer Gemeinschaft willen wichtig, aber wichtiger kann gelegentlich der Ungehorsam sein, auch wenn er in die Einsamkeit führt. Dieses Wissen macht wachsam und demütig.

Um dieses Lernens willen muss der Mensch sich wohl auf einen Prozess einlassen, der auch im Alter noch nicht abgeschlossen ist. Wie schon im ersten Johannesbrief zu lesen ist: »Noch aber ist nicht zum Vorschein gekommen, was wir sein werden« (1 Joh 3,2). Was aber sein wird, das sagt mir keine Dogmatik und kein Lehramt. Ich brauche es auch nicht zu wissen, wenn ich dem vertraue, dessen Wort seit Jahrhunderten unzählige Menschen getragen hat: »Ich bleibe bei euch.« Das genügt.

Arbeitshilfen und Medien

Die Katholische Bundesarbeitsgemeinschaft für Erwachsenenbildung hat eine Broschüre zu Bildung im Alter veröffentlicht, die grundsätzliche Orientierungen bietet:

Bildung lebenslang. Leitlinien einer Bildung im dritten und vierten Alter, Bonn 2002.

Zu bestellen bei: KBE, Joachimstraße 1, D-53113 Bonn, Tel.: 0049 (0) 228 /90247-0; Fax: -29; kbe@kbe-bonn.de; und auf: <http://www.kbe-bonn.de>

Unter dem Titel »Das 3. Leben« steht ein Medienverbundprojekt in Koproduktion von SWR und Katholischer Erwachsenenbildung Rheinland-Pfalz e. V., in dessen Verlauf u.a. Videos über das Altwerden gedreht wurden und werden, die sich als Gesprächsgrundlage eignen.

Informationen unter: <http://www.das-dritte-leben.de>

Arbeitshilfen und geeignete Kurzfilme zum Thema: »beziehungsreich älter werden« vertreibt das Katholische Filmwerk in Deutschland.

Informationen unter: <http://www.filmwerk.de/Aktuelles/show1.php?id=jk2002-04-17-0915>